

# Ich wurde Gruppen- und dann Zugführerin

Autor(en): **fe**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **61 (1956-1957)**

Heft 12

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316672>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## **Ich wurde Gruppen- und dann Zugführerin**

Es sei vorweggenommen: meine Eltern waren dagegen, mich in die Pfadi zu schicken. Sie fanden, ich neige ohnehin schon bedenklich zum Ruechen; und was sie jeweils an rauhem, heiserem Bubengegröl und an knallenden Marschschritten am Samstagabend hörten, schien ihnen nicht dazu angetan, mir damenhafteres Benehmen beizubringen. Andererseits aber befürchteten sie, ich vergrabe mich noch mehr als bisher in meine Bücher und werde dabei bequem und faul, wozu ich bei den Sonntagsspaziergängen schon gefährliche Ansätze zeige. Mit einigem Bangen ließen sie mich also eines Samstags in die Pfadi ziehen und warteten vorerst einmal ab, es werde mir dann schon verleiden. Sie warten immer noch — seit neun Jahren.

Meine Eltern hatten Glück: ich wurde einer etwas älteren Führerin zugeteilt (mir schien sie so alt und respekterheischend, daß ich sie beharrlich und ehrfürchtig siezte), und meine erste Gruppenführerin war durchaus sanft und wohlherzogen. Trotzdem wurde sie bald zu meinem Ideal, und ich versuchte, es ihr in allen Stücken gleichzutun. Da sie in der Schule einen Vortrag über Mörikes «Maler Nolten» zu halten hatte, legte ich Karl May zur Seite und erging mich in Mörike-Gedichten, obwohl ich mit meinen zwölf Jahren Old Shatterhand mehr abgewinnen konnte als dem Gesang Weylas.

So lebte ich mich allmählich in meiner Gruppe ein und wäre für sie wohl durchs Feuer gegangen. Ich lernte, mich in eine Gemeinschaft zu fügen, was mir nicht immer leicht fiel. Ich bemerkte, daß meine neuerworbenen Lateinwörter nicht den geringsten Eindruck machten, solange ich eine Viertelstunde an einem simplen Samariterknoten knorzen mußte, und plötzlich fand ich selber meine Gymiweisheit nicht mehr so überwältigend. Und gerade mit den handwerklichen Dingen focht ich manchen erbitterten Strauß aus, und oft hätte ich die halbfertigen Arbeiten herzlich gerne liegengelassen. Doch die Kameradinnen links und rechts von mir taten es auch nicht, und wenn auch nur mein Knoten nicht standhielt, würde das Rucksackgestell bei der ersten Belastung erbärmlich zusammenbrechen. Und da hätte ich mich scheußlich blamiert!

Mit der Zeit erwirbt man sich eine gewisse Geschicklichkeit und den Blick dafür, wie eine Sache am besten anzupacken ist. Ich war froh um die vielen vergossenen Zähren an qualmenden Pfadifeuern, als meine Meisterin im Landdienst mir aufatmend den Holzherd anvertraute, weil sie, wie sie mir gestand, seit dreißig Jahren jeden Morgen nur mit Hilfe von Bodenwiche anfeuern könne.

Doch alle Pfaditechnik ist ja eigentlich nur die Vorbereitung für das Leben im Lager, fern vom elektrischen Licht und vom Kühlschranks. Da ist sie keine Spielerei, kein Spleen, über den man lächeln kann, sondern etwas Nützliches und Notwendiges: aus einem Haufen weißer Tücher und einigen Stangen wird ein Zelt, aber nur, wenn jedes an seinem Platz genau weiß, wann es was zu tun hat. Und aus ein paar Holzprügeln und einer Rolle Schnur bauen wir zu dritt stundenlang an einem Küchengerüst mit allen Schikanen und zeigen es nachher stolz den Lagerbesuchern. Da wurden denn meine tintenbeklecksten Schulstubenhände innert zehn Tagen mit Sackmesser-spuren und Dornen geschmückt, unsere Haare voller Strohhalme, und unser Rücken schmerzte vom harten Zeltboden, aber wir waren stolz darauf!

Nach einer Woche mit Pythagoras und Subjonctif, wo jedes nur für seinen eigenen Viereinhalber kämpfte, war es eine Lust, am Samstagnachmittag in einem Nummernspiel sich durch das Tobel nach allen Regeln der Kunst an den Feind heranzuschleichen und dabei der Gruppe die verräterisch knackenden Zweige aus dem Weg zu räumen, auch wenn man am Sonntag drei Stunden beim Schuheputzen und Kleiderbürsten für das Abenteuer büßen mußte. Und was gäbe es Spannenderes, als den ersten Schritt auf einer schwankenden Seilbrücke zu tun, mit unsicheren Knien zwar, aber mit einem verwegenen Lächeln, um nicht als Angsthase dazustehen?

Nach den ersten paar Jahren kam dann zur Spannung und zum Abenteuer noch etwas anderes, Wichtigeres: ich wurde Gruppenführerin und damit für sechs andere

Pfadi verantwortlich. Das erste Gefühl war natürlich ein großer Stolz auf meine neu-erworbene Würde; es entstanden immer neue, noch gerissener Schmuggeljagden für den Gruppennachmittag, umwälzende Reformpläne, um alles noch besser und noch rationeller zu machen als bisher. Teilweise wurden sie im Laufe der Zeit auch verwirklicht, teilweise erfuhr die himmelstürmende Gruppenführerin aber auch, daß gut Ding Weile haben will. Sie lernte ganz bescheiden, nicht zu verzagen, wenn die Gruppe die Spurenzeichen vor der Nase übersah, sondern zu improvisieren, auch wenn der Hauptdarsteller der Räubergeschichte am Vortag die Masern bekam.

An den Höcken genossen wir wahrscheinlich vor allem den abendlichen freien Ausgang (unsere Eltern vielleicht nicht ganz im selben Maße, aber sie fügten sich dem guten Zweck) und merkten gar nicht, wie wir dabei unversehens Einblick in die ganze Pfadiidee und ihre Möglichkeiten erhielten, wenn unsere Führerinnen mit uns die mannigfaltigsten Probleme unseres Zuges besprachen. Wir fühlten uns verantwortlich für sein Wohl und Wehe und berieten in langen, eifrigen Diskussionen, was man wohl anders, besser machen könnte. Dabei lernten wir, daß man zuweilen auch zuhören kann und daß die eigene Meinung nicht unbedingt die richtige ist. Oft schossen wir mit unsern großartigen Vorschlägen auch weit übers Ziel hinaus, dann mußten wir die Folgen selber tragen und mit ihnen fertig werden. Bei diesen Gesprächen unterhielten wir uns natürlich nicht nur über «amtliche» Angelegenheiten, sondern kamen uns auch persönlich näher und erhielten so viele Anregungen, auf die jedes Einzelne kaum verfallen wäre. Nicht selten endete die Diskussion über das Quartalsprogramm bei Rilke und Beethoven und wurde an der Tramhaltestelle *con fuoco* fortgesetzt.

So hat mir denn die Pfadfinderei im Laufe der Zeit die Augen für viele Dinge geöffnet, an denen ich vorher achtlos vorüberging: ich mußte für ein Examen Bürgerkunde lernen und lese seither die politischen Leitartikel; bei einem Elternbesuch vor dem Lager erfuhr ich, wie sechs Personen in einer engen Zweizimmerwohnung leben können; meine Führerin brachte mich dazu, Tea-Room-Jazz und Bartók nicht zum voraus in einen Topf zu werfen, sondern mir beides mit Vorteil anzuhören.

Heute bin ich Zugführerin und muß daher mit verschiedenen Leuten verkehren: mit empörten Pfadimüttern, weil das Bethli nach der Übung noch mit seinen Kolleginnen bis halb acht über das Morsen diskutiert; mit dem Bauern im Tessin, der uns seinen Palazzo für das Herbstlager vermietet; mit dem frechen Pfadi, das keinen Vater mehr hat und den ganzen Tag auf der Straße ist; mit der Gruppenführerin, die verzweifelt, weil sie ihre Mittelschulprüfung nicht bestanden hat; mit der Abteilungsleiterin, die meinen Jahresrapport genau am 15. und keinen Tag später will — alles Dinge, die ich trotz des Maturzeugnisses im Sack nie gelernt habe, sondern wo ich von Mal zu Mal den besten Weg suchen muß.

Meine Eltern haben ihre anfänglichen Bedenken zum großen Teil verloren: ich unterbiete die meisten Zeiten auf den Wanderwegweisern und packe meinen Lager-rucksack in einer halben Stunde perfekt. Ich rede gemäßigt und lehre meine Pfadi, mit dem Essen zu warten, bis das letzte einen vollen Teller vor sich hat. Und trotz aller schmerzlichen Erfahrungen mit kinderlosen Weekends und Sommerferien raten sie den Bekannten mit ungebärdigen Kindern nicht selten? «Schicked Sie's doch zu de Pfadi!» Und wenn mich die Leute des öftern mit Kopfschütteln fragen, ob denn nicht alles zur Routine werde und langweilig, so sehe ich uns immer wieder um jenes Feuer sitzen: dreißig Pfadi, vorlaute und schüüche, aus der Stadt und vom Land, die sich zwei Stunden vorher noch nicht kannten, die mit roten Köpfen und schon heiseren Hälsen zum elftenmal jenen verflixt schweren Kanoneinsatz üben und dann auf einmal strahlen, weil er endlich geraten ist. Und dann singen wir das Ganze nochmals, warten gespannt auf den Einsatz und klopfen mit dem Fuß den heiklen Takt dazu — es gelingt, und wir können für heute abrechnen und in den Schlafsack steigen. Aber da sagt eines der dreißig Pfadi ganz spontan: «So, und jetz namal, aber ufenand lose — und schön!» -fe-